



Sie wollte nicht Mama sagen

ROMAN

ATHESIA

Sylvia Maria Zöschg

Sie wollte nicht Mama sagen

ROMAN

Sylvia Maria Zöschg



ATHESIA VERLAG

Die Drucklegung dieses Buches wurde ermöglicht durch
die Südtiroler Landesregierung / Abteilung Deutsche Kultur

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar:
<http://dnb.d-nb.de>

Auch als E-Book erhältlich
ISBN 978-88-6839-299-4

2017

Alle Rechte vorbehalten

© by Athesia AG, Bozen

Design & Layout: Athesia-Tappeiner Verlag

Druck: Athesia Druck, Bozen

ISBN 978-88-6839-298-7

www.athesia-tappeiner.com

buchverlag@athesia.it



designed + produced

IN SÜDTIROL

INHALT

TEIL EINS

1973–1976

Geboren, um zu sterben

7

TEIL ZWEI

1976–1984

Ein Schmetterling lernt das Fliegen

35

TEIL DREI

1987–1988

Leben im Schuhkarton

77

TEIL VIER

1990

Eine Welt gerät ins Wanken

117

EPILOG

2005

Michaela lächelt

167

NACHWORT

171

Zu diesem Buch

Die Idee zu diesem Roman basiert zwar auf einer wahren Begebenheit, aber die Handlung ist fiktiv. Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten Personen sowie realen Geschehnissen ist rein zufällig und nicht beabsichtigt. Orte und Namen wurden geändert.

Kontakt

Sylvia Maria Zöschg

<https://www.facebook.com/sillyzoeschg/>

<https://twitter.com/SylviaMariaZ>

TEIL EINS

1973–1976

Geboren, um zu sterben

Eins

Juli 1973 – Bozen

Helga Trafoier klappte die Mappe zu und legte sie auf einen der Stapel, die sich auf ihrem Schreibtisch angehäuften hatten. Akten, die an das Gericht weitergeleitet werden mussten, Anfragen um finanzielle Unterstützung für arme Familien, Bewilligungen des Ledigengeldes, Unterlagen über die Kinder, die in den Heimen und in Pflegefamilien untergebracht waren – die Arbeit schien einfach kein Ende zu nehmen.

Sie lehnte sich zurück, streckte die Arme nach oben und zur Seite, rollte den Kopf nach links und nach rechts, bis sie ein Knacken in ihrer Wirbelsäule spürte. Helga seufzte. Obwohl sie noch keine dreißig war, fühlte sie sich manchmal wie eine alte Frau. Schon zierten die ersten Sorgenfalten ihr junges Gesicht.

Mit gerunzelter Stirn wandte Helga sich wieder dem Aktenstapel zu. Die undurchschaubare, öde Mühle der italienischen Bürokratie – nein, mit diesem Teil ihrer Arbeit konnte sie sich nicht anfreunden. Ihr Blick blieb an dem Diplom hängen, das in einem schlichten Rahmen die Wand zierte. In den späten 1960er-Jahren wurde in der Provinz Südtirol ein eigener Sozialdienst innerhalb des Amtes für Kinderfürsorge eingerichtet. Helga und eine weitere Kollegin waren 1969 die ersten Sozialassistentinnen, die beim Land aufgenommen wurden.

Die junge Frau rümpfte die Nase. Frisch von der Schule hatte sie sich damals voll naivem Enthusiasmus und mit Eifer in die Arbeit gestürzt. Die kaum zu bewältigende Fülle an Aufgaben, der ständige Kontakt zu Menschen, die mit großen finanziellen, psychischen und physischen Problemen zu kämpfen hatten, waren mehr als ernüchternd gewesen. In den letzten Jahren waren zwar mehrere Sozialassistentinnen eingestellt worden, sie waren inzwischen zu sechst, trotzdem stießen die teilweise sehr jungen und unerfahrenen Mitarbeiterinnen oft an die Grenzen ihrer Möglichkeiten. Die Landespolitik war mit anderen Problemen beschäftigt. Die Gesetzgebung war unklar, den wenigen psychologischen Diensten im Lande fehlte es entweder an der Kompetenz oder am Willen, die

Sozialassistentinnen zu unterstützen. Überhaupt schien dem öffentlichen Beamtenapparat immer noch das Bewusstsein dafür zu fehlen, wie wichtig die Arbeit war, die sie leisteten.

Die Sozialassistentinnen waren sich selbst überlassen. Sie mussten immer wieder Entscheidungen in schwierigen Fällen treffen oder Ressourcen finden, die einfach nicht da waren. So kam es auch bei ihnen hin und wieder zu Fehlentscheidungen. Für Helga war das Misstrauen, mit denen manche der Betreuten ihr und ihren Kolleginnen begegneten, zwar schmerzhaft, aber nicht überraschend. Sie konnte diese Leute sogar verstehen. Aber sie waren nun einmal keine Maschinen, sondern Menschen – und Menschen machen Fehler. Der Dienst, den sie anboten, war jedoch inzwischen ziemlich bekannt, und immer mehr Leute wandten sich mit ihren Problemen an die Sozialassistentinnen. Auch wenn es inzwischen mehrere Mitarbeiter gab, waren sie doch zu wenige. Die Verantwortung, die Helga mit dieser Arbeit übernommen hatte, lastete oft schwer auf ihr. Da sie unbedingt vermeiden wollte, Kinder in die Obhut der Heime zu geben, war es sogar schon vorgekommen, dass sie diese manchmal mit zu sich nach Hause nahm, bis sich eine Lösung gefunden hatte.

Wenigstens war das Arbeitsklima sehr gut. Sie konnte sich mit ihren Kolleginnen austauschen, sie berieten sich gegenseitig oder hörten manchmal einfach nur zu. Das war eine große Hilfe.

An ihre Eltern konnte sie sich mit ihren Sorgen nicht wenden. Lange Zeit waren sie mit ihrer Berufswahl nicht einverstanden gewesen. Über Klagen hätten sie nur den Kopf geschüttelt. Helga hatte das Humanistische Gymnasium in Meran besucht. Ihre Eltern waren überzeugt gewesen, ihre Tochter würde nach der Matura Jura oder Medizin studieren. Ihr Entsetzen, als diese beschloss, die Schule für Sozialdienst in Trient zu besuchen, war groß.

Helga bereute ihre Wahl keine Sekunde lang. Sie war Sozialassistentin mit Leib und Seele. Trotz der Ablehnung, die sie und ihre Kolleginnen oft erfuhren, trotz der vielen schweren Schicksale, die sie so sehr berührten, dass sie nachts manchmal

Zwei

Oktober 1973 – St. Pankraz

Maria Schvienbacher warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. Es war fast zwanzig Uhr. Im Haus, in dem es den ganzen Tag über vor Kindern wimmelte und in dem trotz des strengen Regiments, das sie führte, immer laute Stimmen, Gelächter und Geplärre zu hören waren, war es endlich ruhig. Luis saß in der Stube auf dem Sofa und unterhielt sich leise mit dem kleinen Baby, das in eine Decke eingewickelt auf dem Boden lag. Maria nahm sich einen Augenblick Zeit, dieses friedliche Bild zu beobachten, und lächelte. Anschließend ging sie zum Ende des Flurs und öffnete leise die Tür auf der linken Seite. Es war nichts zu hören außer dem Schmatzen und Schnarchen schlafender Kinder. Ihre fünfjährige Tochter Andrea teilte sich dieses Zimmer mit der gleichaltrigen Edith und deren Geschwistern, dem dreijährigen Hannes und der kleinen ein Jahr alten Ursula, die sich im Gitterbett hin und her wälzte. Maria konnte Hannes leise wimmern hören. Sie runzelte die Stirn und fragte sich, ob er in dieser Nacht wieder einnässen würde. Es war nicht leicht mit diesen Kindern. Sie lebten seit dem Frühsommer bei ihnen. Hannes war ein nervöses Kind, Edith ebenso weinerlich wie Andrea. Aber Maria empfand auch Mitleid mit ihnen. Seit sie hier waren, hatte ihre Mutter sie nur dreimal besucht. Auch mit der Bezahlung haperte es. Zwar bekamen Luis und Maria eine finanzielle Unterstützung vom Land, aber das Geld reichte kaum für all diese Mäuler, die es zu stopfen galt.

Maria schloss die Tür und ging zurück in die Küche. Das Feuer im Holzherd zu ihrer Linken war beinahe erloschen. Sie konnte bereits die kalte Herbstnacht in ihren Knochen spüren. Auf dem Gasherd rechts hinter der Tür blubberte das Wasser in dem Topf, den sie vorher dort hinaufgestellt hatte. Während sie darauf wartete, dass das Wasser etwas abkühlte, wischte sie noch einmal den Tisch ab und verräumte das letzte Geschirr.

Maria konnte vom oberen Stockwerk hören, wie Werner und ihr Sohn Stefan im Zimmer lachten, und Majas leise, ermahnende Stimme. Die zehnjährige Maja, die wie ihr

zwölfjähriger Bruder Werner seit ihrer Geburt bei Maria und Luis lebte, war ihr inzwischen eine große Hilfe im Haushalt und mit den kleinen Kindern. Dann wurde eine Tür geöffnet und ihr sechzehnjähriger Sohn Alfons brummte einen Befehl. Sofort wurde es ruhig. Maria lächelte vor sich hin.

Bevor sie ins Bett ging, würde sie noch ein belegtes Brot vorbereiten und für Alfons auf dem Küchentisch liegen lassen. Er absolvierte eine Lehre bei einem Bäcker in St. Walburg und musste immer so früh aufstehen. Dass er in tiefster Dunkelheit mit seiner Vespa unterwegs war, bereitete Maria große Sorgen.

Das Wasser war inzwischen abgekühlt, und Maria bereitete das Fläschchen für die kleine Michaela vor. Eigentlich hatte sie keine neuen Kinder mehr aufnehmen wollen, aber Frau Trafoier konnte sehr überzeugend sein.

Ihre leibliche Mutter hatte Michaela vor Kurzem zu Maria gebracht, da war sie gerade drei Wochen alt. Die junge Frau hatte dunkle Ringe unter den Augen gehabt und gesagt, der Säugling würde Tag und Nacht schreien. Maria konnte das nicht glauben. Seit Michaela bei ihr war, war von dem kleinen Ding kaum ein Mucks zu hören. Die Nächte schlief sie durch, und wenn sie aufwachte, lag sie zufrieden glucksend in ihrem Bettchen, bis ihr jemand Beachtung schenkte. Egal wer sie gerade auf dem Arm hatte, fütterte oder ankleidete, Michaela schien sich über jede kleine Aufmerksamkeit zu freuen. Die Kleine erinnerte Maria an ihre älteste Tochter Gerda, die nicht mehr daheim wohnte. Auch Gerda war ein so unkompliziertes Kind gewesen.

Damals lebten sie noch auf dem Bergbauernhof. Auch Alfons und Stefan kamen dort auf die Welt. Es gab kein fließendes Wasser, das Plumpsklo stand ein paar Meter vom Haus entfernt. Im Winter war es bitterkalt. In einem Winter, Gerda war fünf und Alfons zwei Jahre alt, litten beide tagelang unter hohem Fieber. Maria hatte sich so hilflos gefühlt. Sie konnte nichts tun außer beten. „Wenn wir nur wenigstens eines von ihnen behalten dürfen, Herr“, hatte sie irgendwann völlig verzweifelt gefleht. Aber der Herr hatte Gnade walten lassen. Beide Kinder überlebten.

Drei

August 1975 – Lana

Die Wohnung war nicht besonders groß. Angelika störte das nicht. Seit sie denken konnte, hatte sie mit zu vielen Menschen auf zu engem Raum gelebt. Nun, auch wenn das Haus ihrer Eltern – das Haus, in dem Angelika aufgewachsen war – riesig wie ein Schloss gewesen wäre, hätte es immer noch nicht genug Platz gegeben für all die offenen und unterschwelligen Konflikte, die dort beständig brodelten. Da war es ihr hier schon viel lieber.

Sorgfältig kontrollierte Angelika noch einmal Raum für Raum. Das Wohnzimmer mit der Kochnische, die beiden Schlafzimmer, das kleine Badezimmer, selbst die Abstellkammer überprüfte sie. Alles war schön ordentlich und sauber, so wie sie es mochte. Wie Franz es mochte.

Die Geräusche aus dem Magazin waren bis hier ins oberste Stockwerk zu hören. Das Quietschen und Rattern der Maschinen, das Stimmengewirr der Arbeiter, aber auch der Verkehrslärm von der Hauptstraße direkt neben dem Lager drangen bis in die Wohnung hinauf.

„Daran gewöhnt man sich schnell.“ Die Frau, die mit ihrer Familie in der Wohnung unten wohnte, hatte Angelika bei ihrem Einzug vor ein paar Wochen auf der Treppe aufgehalten und versucht, sie in ein Gespräch zu verwickeln. Mit unverhohlener Neugierde hatte sie Angelikas Bauch gemustert.

„Hinter dem Haus gibt es diese große Wiese, auf der die Nachbarkinder immer spielen. Ihr werdet euch schnell einleben. Habt ihr noch mehr Kinder?“

Angelika, verschwitzt, mit pochenden Schläfen und schmerzenden Beinen, hatte sich nichts sehnlicher gewünscht, als die Frau endlich loszuwerden. Wie furchtbar all diese Leute mit ihrem nervtötendem Geschwätz doch waren. Sie beantwortete die Fragen so schnell und einsilbig wie möglich und flüchtete in die Wohnung, sobald sich eine günstige Gelegenheit ergab. Seit Sonja vor einem Monat auf die Welt gekommen war, verließ sie die Wohnung kaum noch und konnte so unliebsame Begegnungen dieser Art vermeiden.

Auch Franz betonte immer wieder, dass es ihm nur wichtig war, seine Arbeit ordentlich zu verrichten. Er hatte kein Interesse daran, sich mit seinen Kollegen oder Nachbarn zu unterhalten. Es ging niemanden etwas an, wie sie ihr Leben führten. Oder was vorher passiert war. Angelika hatte schon in ihrer Kindheit gelernt, dass das, was in den eigenen vier Wänden geschah, nicht nach außen zu dringen hatte.

Sie war sich bewusst, dass diese Zurückgezogenheit anderen Leuten nicht geheuer war. Sosehr sie sich bemühte, es zu ignorieren, sie hatte das Getuschel und die Seitenblicke mitbekommen.

Hauptsache ein Dach über dem Kopf, dachte Angelika. Alles, was zählt, ist, dass Franz eine anständige Arbeit hat und dass wir endlich zusammenleben können. Wie eine richtige Familie.

Die junge Frau stand in der Küche und blickte zum Fenster hinaus. Es war eine Erleichterung gewesen, als ihr Mann im Magazin angestellt wurde und man ihnen die Dienstwohnung anbot. Endlich raus aus dem ranzig stinkenden, viel zu kleinen Zimmer.

Endlich würde sie Michaela zu sich holen können.

Angelikas Finger konnten nicht stillhalten: Wie nervöse Vögelchen flatterten sie zu den Blumentöpfen auf dem Fensterbrett, zupften welke Blätter ab; zogen an der Nagelhaut am linken Daumen, bis diese einriss und es blutete und schmerzte; spielten mit dem schmalen Ring an Angelikas rechter Hand. Sie zupfte am Vorhang und schaute nach unten in den Hof. Ein paar Frauen verließen das Gebäude, setzten sich auf eine der Bänke und rauchten. Blickten nach oben.

Angelika wich vom Fenster zurück. Versteckte sich hinter dem Vorhang, der die fremden eindringenden Blicke abwehren sollte. Die Stimme der Mutter im Hinterkopf: „Was stehst du da rum und gaffst, hast du nichts zu tun?“ Aber nein. Das schäbige Heimathaus hatte sie schon lange verlassen. Sie war jetzt eine verheiratete Frau.

Stolz blickte Angelika auf den Ring. Eine ehrbare Frau – keine dieser ledigen Mütter mehr. Franz war jetzt Pauls Vater. Er liebte ihn, wie er seine eigenen Kinder liebte.

Vier

18. Mai 1976 – Meran

Die Krankenschwester stand vor dem Eingang der Ersten Hilfe und rauchte. Die Hand, in der sie die Zigarette hielt, zitterte. Agnes bemerkte dies mit einem seltsam distanzierten Gefühl, als wäre ihre Hand gar kein Teil ihrer selbst. Das musste die Erschöpfung sein, dachte sie. Die beiden Carabinieri, mit denen sie sich vorher unterhalten hatte, fuhren gerade an ihr vorbei. Sie winkten ihr zu. Agnes erwiderte deren Gruß und dachte bei sich, dass ihre ernsten Mienen so gar nicht zu den jungen, gut aussehenden Gesichtern passen wollten.

Es hatte aufgehört zu regnen. Die Wolken verzogen sich und machten der untergehenden Sonne Platz. Der Himmel leuchtete rosarot. Auf den Bäumen saßen die Vögel, putzten ihre nassen Federn und zwitscherten. Obwohl es ein angenehm milder Frühlingsabend war, zog Agnes fröstelnd die Schultern hoch. Gierig zog sie an der Zigarette.

Ihre Schicht hatte ziemlich ruhig begonnen. Meran war keine Großstadt. Aber Arbeits- und Verkehrsunfälle passierten auch hier immer wieder. Außerdem hatten sie es oft genug mit Frauen zu tun, die sich die erstaunlichsten Verletzungen im Haushalt zuzogen. Manchmal fragte Agnes sich, ob diese Frauen, die mit blutenden Nasen, gebrochenen Handgelenken und blauen Flecken am ganzen Körper von ihren „besorgten“ Männern in die Erste Hilfe gebracht wurden, wirklich dachten, die Krankenschwestern und Ärzte würden ihnen auch nur eine Sekunde lang glauben. Dann die Kinder: Waren sie wirklich mit dem Fahrrad gestürzt? Und wenn ja, woher stammten dann die Narben all der älteren Verletzungen? Aber man konnte sowieso nichts dagegen unternehmen. Das war eine der bittersten Erfahrungen, die Agnes im Laufe der Jahre gemacht hatte. Man konnte nur die äußeren Wunden heilen und die Frauen und Kinder dann wieder nach Hause schicken, in der Hoffnung, sie so bald nicht wiederzusehen.

Am frühen Nachmittag war Agnes kurz nach draußen gegangen. Sie hatte sich gerade eine Zigarette anzünden wollen, als ein dunkelgrauer Autobianchi vor dem Eingang hielt. Der Mann auf dem Fahrersitz blieb im Auto, während ein anderer auf der Beifahrerseite ausstieg, den Sitz nach vorne klappte und etwas, was wie ein Deckenbündel aussah, vom Rücksitz holte. Er schloss die Autotür und eilte auf den Eingang des Krankenhauses zu, ohne noch einmal zurückzuschauen. Der Fahrer sah dem Mann sekundenlang nach, bevor er das Auto wendete und langsam davonfuhr.

Agnes wollte sich schon abwenden. Sollte sich doch ihre Kollegin Cristina darum kümmern. Etwas an der Miene des Mannes ließ sie innehalten: Sein Gesichtsausdruck – und ein kleiner Arm, der aus dem Deckenbündel hervorragte. Ihr stellten sich die Nackenhaare auf. Schnell trat sie auf den Mann zu. Die Sorge verlieh seinem Gesicht einen verkniffenen Ausdruck, aber die Krankenschwester erkannte, dass er jung war. Das braune Haar war sorgfältig gescheitelt. Kräftige Schultern und Hände zeugten von jemandem, der an harte Arbeit gewöhnt war.

Der Mann sah Agnes kurz in die Augen. Sein Blick war eine qualvolle Mischung aus Angst, Schuldgefühlen und Trotz. „Sie bewegt sich nicht mehr“, murmelte er und hielt Agnes das Bündel hin.

Sie nahm ihm das Mädchen ab. Agnes schob die Decke zur Seite, um das Kind besser begutachten zu können. Der Anblick war erschütternd und erfüllte sie mit einem heftigen Aufwallen von Abscheu und Verzweiflung. Kurz schloss sie die Augen und zwang sich, tief ein- und auszuatmen. Die zwanzig Jahre Berufserfahrung machten sich in Augenblicken wie diesen bezahlt. Sie musste jetzt funktionieren wie eine Maschine.

Das Mädchen hatte kaum mehr Haare auf dem Kopf, als wären sie ihm büschelweise ausgerissen worden. Die linke Gesichtsseite war so angeschwollen und blau, dass das Kind wie entstellt wirkte, und der Arm, den Agnes schon vorher bemerkt hatte, stand in einem seltsamen Winkel vom Körper ab. Die Schwester lief ins Innere des Krankenhauses. Der Mann folgte ihr etwas zögerlicher.

Fünf

Mai 1976 – Meran

Petra war überrascht, als sie die fremde Frau in der Intensivstation am Bett des kleinen Mädchens stehen sah. Die Krankenschwester verharrte im Türrahmen und musterte die große kräftige Frau, die um die fünfzig Jahre alt sein musste. Ihr dunkelbraunes, von grauen Strähnen durchzogenes Haar war zu einem strengen Dutt hochgesteckt. Sie trug eine dunkle Jacke, einen lilafarbenen Strickpullover, einen langen, schlichten Faltenrock und flache schwarze Schuhe. Feine Fältchen durchzogen ihr Gesicht. Sie hatte die Lippen fest aufeinandergepresst. Ihre Augen waren geschwollen und gerötet. In ihrer großen, kräftigen Hand hielt sie Michaelas kleines Händchen, wobei sie unbequem über das Gitterbett gebeugt stand, wie um dem Mädchen so nahe wie möglich zu sein.

Petra trat ins Zimmer und räusperte sich. Die Frau holte ein Taschentuch aus der Jackentasche und wischte sich die Augen ab.

„Guten Tag. Wie schön, dass jemand Michaela besucht. Sie ist jetzt schon den vierten Tag hier und bis auf die Sozialassistentin war noch niemand bei ihr.“ Petra konnte und wollte den Vorwurf nicht aus ihrer Stimme nehmen. Die Kleine hatte Grauenhaftes durchgemacht, es war ein Wunder, dass sie überhaupt überlebt hatte – und niemand schien sich um sie kümmern zu wollen.

Sie trat an das Bettchen und legte dem Mädchen die Hand auf die Stirn. „Sind Sie ihre Großmutter?“

Die Frau schüttelte den Kopf. Die Worte sprudelten rau und gequält aus ihr heraus. „Ich bin ihre Pflegemutter. Ihre Eltern, diese Scheusale, haben sie ein paar Wochen nach der Geburt bei uns abgegeben und sich nicht mehr groß um sie gekümmert, bis sie zwei Jahre alt war. Dann haben sie das Kind wieder abgeholt. Wenn ich geahnt hätte ... Wissen Sie, viele bringen ihre Kinder zu uns und nehmen sie irgendwann wieder zu sich. Manche nach ein paar Monaten, manche nach ein paar Jahren, manche gar nicht mehr. Ich habe schon viel

erlebt, aber das hier ... Niemals hätte ich sie wieder hergegeben, wenn ich gewusst hätte, was für Monster diese Leute sind.“

Die Erschütterung und der Schmerz waren der Frau ins Gesicht geschrieben. Petra schämte sich augenblicklich für das, was sie vorhin gesagt hatte. Hier auf der Intensivstation musste sich die Krankenschwester jeden Tag mit der Verzweiflung und Trauer der Angehörigen auseinandersetzen. Sie empfand tiefes Mitgefühl für diese gequälte Person und wählte ihre nächsten Worte mit Bedacht.

„Ich war hier, als sie zu uns auf die Station gebracht wurde. Sie war mehr tot als lebendig. Aber sie ist stärker, als sie aussieht. Sie hat nicht aufgegeben. Du bist eine kleine Kämpferin, nicht wahr, Michaela?“ Wieder streichelte sie dem schlafenden Kind die Stirn.

„Hat sie Schmerzen?“ erkundigte sich die Frau besorgt.

„Nein, sie bekommt starke Schmerzmittel, und sie schläft die meiste Zeit. Haben Sie ihr den gebracht?“ Petra deutete auf einen Teddybären, der schon bessere Zeiten erlebt hatte. Sein Fell war ganz stumpf vom vielen Kuscheln, ein Ohr fehlte.

Die Frau lächelte zum ersten Mal ein wenig. „Ja, das war bei uns ihr liebster Spielzeug.“ Dann wurde ihre Miene wieder ernst. „Ich habe erst gestern erfahren, dass sie hier ist, sonst wäre ich sofort gekommen. Ich werde sie wieder zu uns holen, sobald es ihr besser geht. Dieses Mal lasse ich sie bestimmt nicht wieder gehen.“

Wieder füllten sich die Augen der Frau mit Tränen. Petra legte ihr die Hand auf den Arm und wartete, bis sich die Frau wieder gefasst hatte.

„Sie könnten uns einen Gefallen tun“, sagte Petra. „Michaela braucht Kleidung. Etwas Unterwäsche, ein Nachthemd. Wir konnten ihre Mutter bisher nicht erreichen ...“

Die Frau straffte die Schultern. „Darum werde ich mich schon kümmern.“

Michaela bewegte sich, verzog die Lippen und gab ein Geräusch von sich, das wie das Maunzen eines Kätzchens klang. Sie öffnete die Augen und sah blinzeln zu den Frauen hoch. Ihre Mundwinkel zuckten.

Sechs

Ende Mai 1976 – Lana

Der Fall Kerschbaumer war tagelang Gesprächsthema Nummer eins. Niemand im Ort kannte die Familie näher. Die Frau hatte man kaum zu Gesicht bekommen, und über den Mann wussten auch nur seine Arbeitskollegen Bescheid.

Und doch schien mit einem Mal jeder alles zu wissen. Die Männer am Stammtisch, die Frauen, die sich im Dorfladen trafen, sie alle schüttelten bestürzt den Kopf. Eine Ohrfeige hie und da, eine Tracht Prügel ab und zu, das hatte wahrlich noch keinem Kind geschadet. Manch einer schüttelte lächelnd den Kopf und schwelgte in Erinnerungen an die eigene Kindheit. Jaja, man hatte ja auch nur Flausen im Kopf gehabt, und es war gut gewesen, dass die Eltern einem die Grenzen aufgezeigt hatten. Aber so etwas, ein Kind so zu martern, das war wirklich zu viel des Guten.

Außerdem waren die Dorfbewohner empört. Dass gerade ihr beschauliches kleines Dorf mit solch widerwärtigen Nachrichten in Verbindung gebracht wurde, war schon allerhand. Nun, immerhin handelte es sich bei diesen Leuten nicht um Hiesige. Es waren ja Auswärtige. Wenigstens damit konnte man sich trösten.

Später machten Gerüchte die Runde. Der eine oder andere erzählte, er habe den Mann sturzbesoffen durchs Dorf torkeln sehen. Ja, ein Säufer war er, musste er sein, wie wäre er sonst dazu fähig gewesen, sein eigenes Fleisch und Blut fast zu Tode zu prügeln. Die Frau, auch die war eine seltsame Gestalt. Eingebildet war sie, erzählten sich die Frauen. Ja, kaum begrüßt hatte sie, wie sie da kerzengerade, mit hochgezogenen Schultern und erhobenem Haupte umhergegangen war, das Baby auf dem Arm. In der Messe hatte man sie niemals gesehen, diese Familie. Gottesfürchtige Leute waren die bestimmt nicht, kein Wunder, dass es bei denen so zugegangen war.

Von Michaelas Existenz hatte niemand auch nur etwas geahnt. Jetzt, wo man wusste, dass sie vorher in einer Pflegefamilie gewesen war, konnte man nur noch den Kopf schütteln.

Dass die das Mädchen wieder hergegeben hatten, was das wohl für Menschen waren ... Bestimmt nur auf das Geld aus, munkelten die Dorfbewohner.

Die Lehrerinnen in der Grundschule schüttelten auf Nachfrage nur den Kopf. Der Paul ist ein braver Bub, still, zurückgezogen. Niemand hätte etwas ahnen können von dem, was sich in der Familie abspielte. Eine von ihnen erinnerte sich, wie überrascht sie gewesen war, als sie erfuhr, dass Paul noch eine weitere Schwester hatte. Einmal hatte sie ihn gefragt, ob er denn gerne mit seiner Schwester spielte.

„Mit Sonja manchmal, die kann jetzt krabbeln. Aber Michaela muss immer im Zimmer bleiben, weil sie nicht brav ist“, war seine Antwort.

Die Lehrerin war verwirrt, aber bevor sie nachfragen konnte, wer denn Michaela sei, wurde sie von den anderen Schülern abgelenkt. Sie vergaß den Vorfall, bis sie den kurzen Bericht in der Tageszeitung las.

Da man sonst niemandem Vorwürfe machen konnte, richtete sich der Argwohn gegen die Angestellten des Betriebs, in dem dieser Kerschbaumer gearbeitet und gewohnt hatte. Die mussten dort doch etwas bemerkt haben, sagte man sich. Die Beschuldigten wiesen die Vorwürfe empört von sich. Franz sei ein fleißiger Arbeiter gewesen, sagte der Chef. Zurückhaltend, denn gesprochen habe er mit kaum jemandem, sagten die Kollegen. Ein komischer Kauz war er schon, da war man sich einig. Dass seine Frau und seine Kinder in der Wohnung lebten, hatte man kaum wahrgenommen. Die Nachbarin hatte wohl das Schreien gehört. Aber bei drei Kindern war es nun einmal oft laut, das wusste sie selbst aus Erfahrung, also hatte sie sich nichts weiter dabei gedacht.

Langsam machte sich Erleichterung unter den Dorfbewohnern breit. Man hätte ja sowieso nichts tun können. Und wenn man etwas hätte unternehmen können, dann ... ja, was dann? Wenn doch selbst die Pflegeeltern, die etwas geahnt hatten, gar nicht auf die Idee gekommen waren ... Ja, was war denn eigentlich zu tun? Die Carabinieri rufen? Eine Staatsgewalt, deren

Sprache man mehr schlecht als recht beherrschte? Eine Instanz, der man nicht trauen konnte, die fremd und furchteinflößend war? Bei einem der Landesämter anrufen, einer Institution, die noch immer nicht so funktionierte, wie sie sollte? Und wen sollte man da anrufen, etwa die Politiker, die mit anderem beschäftigt waren? Ja, was hätte man denn tun sollen?

Davon abgesehen musste man sich um seine eigenen Probleme kümmern, derer gab es genug. Außerdem mischte man sich einfach nicht in familiäre Angelegenheiten ein. Das war doch beim alten Bäcker auch nicht anders gewesen. Jeder hatte gewusst, was bei dem zu Hause passierte. Er hatte es doch bei mehr als einer Gelegenheit erzählt, wenn er abends volltrunken aus der Kneipe getorkelt war, was er gleich mit seinen Töchtern anstellen würde. Die Nachbarn hatten das Schreien und das Flehen der Mädchen gehört. Auch der Pfarrer hatte Bescheid gewusst. Aber niemandem wäre auch nur im Traum eingefallen hier einzuschreiten. Das ging doch niemanden etwas an.

Langsam ebbte das Interesse an dem Fall ab. Franz Kerschbaumer war verhaftet worden, und seine Frau ließ sich im Dorf nicht mehr blicken. Irgendein Verwandter holte ihre Habseligkeiten ab. Die Wohnung wurde an einen anderen Arbeiter vermietet. Man munkelte, die Frau sei mit den Kindern bei ihren Eltern untergekommen.

Nun, aus den Augen, aus dem Sinn.

Am Ende war die Familie Kerschbaumer aus dem Dorf und aus dem Gedächtnis der Menschen so schnell verschwunden, wie sie darin aufgetaucht war.

NACHWORT

Die Pflegefamilien, wie wir sie heute kennen, sind mit jenen, wie es sie in Südtirol noch bis in die frühen 1990er-Jahre gab, nicht zu vergleichen. Hierzulande hatte das Pflegekinderwesen eine lange Tradition: War eine Familie in Schwierigkeiten, suchte und fand sie Hilfe in der Solidarität einer anderen verwandten oder nachbarschaftlichen Hilfe (vgl. S. 107 „Geschichte des Sozialdienstes – Geschichten der Sozialassistenten in Südtirol von 1949 bis 1999“). Im restlichen Staatsgebiet war diese Form des Anvertrauens so gut wie unbekannt.

Damals ging es in erster Linie darum, den Kindern ein Dach über dem Kopf und anständige Mahlzeiten zu bieten. Alles lief noch recht unbürokratisch über die Bühne. Allerdings waren weder die Rechte der leiblichen Eltern noch die der Pflegeeltern und schon gar nicht jene der Kinder gesetzlich klar geregelt. Auch gab es keine psychologische Betreuung für die Beteiligten. Viel zu wenige Sozialassistentinnen und Sozialassistenten waren in der gesamten Provinz Südtirol für praktisch alle Belange zuständig: soziale Betreuung von Kindern, Arbeitsweisen, Senioren, Invaliden, Beratung der ledigen Mütter, Sozialhilfeempfänger usw. Die Arbeit, die sie geleistet haben, war (und ist) beeindruckend. An dieser Stelle kann ich allen nur die Lektüre des oben erwähnten Manuskripts, herausgegeben von der Autonomen Provinz Bozen, empfehlen, welches mir für die Recherchen zu diesem Buch sehr hilfreich war.

In der Realität starb Michaela im Mai 1976 infolge der Misshandlungen, die ihr im elterlichen Haushalt zugefügt worden waren. Sie war zu diesem Zeitpunkt gerade einmal zwei Jahre und neun Monate alt.

Ein Foto von diesem wunderhübschen kleinen Mädchen hing in der Stube der Pflegefamilie, in der meine Mutter aufwuchs und in der auch ich selbst einen Teil meiner Kindheit verbracht habe. Ich kannte Michaela nicht. Sie starb, noch bevor ich geboren wurde. Aber ihr Schicksal hat mich immer schon zutiefst berührt.

Im Laufe der Jahre wurde in mir der Wunsch immer größer, über sie zu schreiben. Dabei ging es mir nie darum, ihren „Fall“ zu dokumentieren. Stattdessen hatte ich das dringende Bedürfnis, diesem kleinen Mädchen in Form eines Romans ein zweites Leben zu schenken. Vielleicht ist es mir hiermit ja gelungen.

Obwohl wir heute in einer Welt leben, in der die Rechte der Kinder wie nie zuvor in den Fokus gerückt sind, obwohl es eine schier unüberschaubare Anzahl an Ratgebern und Unterstützung in den unterschiedlichsten Formen gibt, werden immer noch viel zu viele Kinder psychisch, physisch und sexuell missbraucht. Noch immer sind die Rechte der Kinder in viel zu wenigen Staaten gesetzlich verankert. Noch immer erfahren zu viele Kinder zu wenig Schutz. Noch immer wird viel zu wenig öffentlich darüber gesprochen: über das, was wir selbst in unserer Kindheit erfahren haben; darüber, wie wir unsere eigenen Kinder behandeln. Die Hemmschwelle ist groß. Vielleicht, weil Eltern Angst davor haben, als „Rabeneltern“ dazustehen. Vielleicht gibt es auch immer noch zu wenige Anlaufstellen – Menschen, an die man sich wenden kann, wenn man wirklich nicht mehr weiterweiß. Vielleicht hat man auch immer noch zu große Angst davor, dass einem die Kinder weggenommen werden, wenn man seine Schwächen zugibt.

Ich bin selbst Mutter von zwei kleinen Kindern und weit davon entfernt, perfekt zu sein. Aber immer, wenn ich wieder an meine physischen und psychischen Grenzen komme – und das kommt nicht selten vor –, denke ich an Michaela. Dann fällt es mir wieder leichter, meine Kinder zu umarmen und sie einfach so zu lieben, wie sie sind.

Bedanken möchte ich mich bei Cristina Tinkhauser, Dr. Rosmarie Stocker, Elfriede Cristofolini, meiner Mutter Monika Zöschg, Hansjörg Klotz, Gilbert Siller, Roland Pernthaler und allen anderen, die mir bei der Recherche zu diesem Buch geholfen haben.

Herzlichen Dank auch an Nadia Spöttl und Patrizia Trafoier, meine fleißigen Testleserinnen.

Die kleine Michaela wird mit schwersten Verletzungen ins Krankenhaus eingeliefert. Nur knapp überlebt sie die schweren Misshandlungen, die ihr von ihren leiblichen Eltern zugefügt wurden. Zurück im heilsamen Umfeld ihrer Pflegefamilie blüht das kleine Mädchen auf, jedoch hüllt sich ihr Umfeld in Schweigen. Sie wird eine Meisterin im Vergessen und Verdrängen. Der einzige Störfaktor hierbei ist die Mutter-Frau, die sie immer wieder besuchen kommt und ihr eine Realität vor Augen hält, die Michaela nicht wahrhaben kann und will. Jahre später findet sich die junge Frau in einem emotionalen Sturm wieder, der ihren sorgfältig aufgebauten Schutzwall zum Einbrechen bringt.



SYLVIA MARIA ZÖSCHG

wurde 1980 in Meran/Südtirol geboren. Sie ist verheiratet, hat zwei Kinder, lebt und arbeitet in Lana. Einige ihrer Erzählungen wurden in Anthologien veröffentlicht.

14,90 € (I/D/A)

ISBN 978-88-6839-298-7



athesia-tappeiner.com